

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Testament. Erzählung aus dem Schwarzwald von Hans Brandeck

[urn:nbn:de:bsz:31-337661](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337661)

Das Testament.

Erzählung aus dem Schwarzwald von Hans Brandes.

Am steinigen Berghange klebte das Häuschen des Holzersime.

Ein kleines Gärtchen neben dem Eingang, hinter der Hütte zwei Niemchen mageres, steinbesätes Ackerfeld und drum herum ein paar Zuckert Weide, für zwei Gaisen grad ausreichend, das war des Holzersime ganzer Besitz.

Die Waldarbeiter des Schwarzwalds sind alle arm, recht arm, und Simon Mendler, im Dorf nur der Holzersime genannt, hatte noch viele Kameraden, die das Los der Armut mit ihm teilten.

Aber in einer Hinsicht war der Simon reich. Und wenn ihm dieser Reichtum auch manchmal Kummer und Sorgen verursacht hatte, besonders in der Zeit, als sein braves Weib die Augen schließen mußte, zu Zeiten pochte ihm doch der Vaterstolz an die Brust: an seinem Tische aßen sechs Buben, und alle wohlgeraten, alle mit gefunden, kräftigen Gliedern. Hei, gab das Soldaten, gab das tapfere Krieger, wenn einmal das Vaterland rufen mußte in Not und Gefahr, wie er selbst unverzagt und kampfesmutig mitgezogen war, als anno 70 die Trommeln wirbelten und die Kriegsfahnen flatterten gen Frankreich hinein.

Za sechs Buben, das ist eine schöne Zahl. Aber wenn sie alle bei Tische saßen, dazu noch die Mädchen, dann mußte die Schüssel gefüllt sein und der Laib Brot mußte schon einen erklecklichen Umfang haben, sonst gabs Magenknurren, und das tut einem gefunden, nahrungsbedürftigen Menschen weh.

Nun, seit einiger Zeit gings besser. Die drei ältesten Buben, den zweiten, der zu Mastatt drunten beim Regiment Markgraf Ludwig Wilhelm seine zwei Jahre abdiene, abgerechnet, konnten dem Vater im Walde mithelfen, und wenn allvierzehntäglich am Samstag Abend der Lohn für vier tüchtige Schäffer auf dem Tische klang, da leuchteten die Augen der übrigen; zum Verhungern sah's also noch nicht aus. Der Vater nahm dann als erste Ausgabe ein Zweimarkstück weg, legte es in eine Schachtel im Kasten und sagte: „Das ist für den Hannes z' Mastatt!“

Den dritten der Söhne freute das gar sehr, denn im nächsten Jahre mußte er des Kaisers Noß anziehen, und er war sicher, daß es am Zahltage im Holzersimehäuschen heißen würde: „Das ist für den Sepple!“ Labt er sich doch jetzt schon im Geiste an dem billigen Bier und den Soldatenwürsten, welche er sich für das Zurückgelegte leisten konnte.

Die Führerin des Haushaltes in dem Hüttlein des Holzersime war seine älteste Tochter Jäzilie,

ein braves, schaffiges Maidle von fünfundzwanzig Jahren, dazu kräftig, gut gewachsen und hübsch, recht hübsch. Seit die Mutter im Sarge aus dem Hause getragen wurde — schon acht Jahre waren seitdem vergangen —, verjah sie mit aller Umsicht und Tatkraft den Haushalt daheim, und was sie tun konnte, dem Vater die Lebensgefährtin, den Geschwistern die Mutter zu ersetzen, tat sie gewissenhaft.

In den ersten Jahren glühte freilich der Wunsch in des jungen Mädchens Brust, hinauszudürfen in die Welt, um sich dort ein paar Groschen zu sparen. Allein die Notwendigkeit, daheimbleiben zu müssen, ersticke mit der Zeit dieses Verlangen, und jetzt wollte Jäzilie nicht mehr hinaus ins Dienen, ihr Herz hatte inzwischen eine andere Lebensaufgabe gefunden.

Indessen war das schon fünf Jahre her. Als zwanzigjähriges Maidle hatte sie den Bachlenz kennen gelernt aus dem Bördertal, und beide fanden Gefallen aneinander und wurden ein Liebespärcchen.

Aber der Bachlenz vom Bördertal, Lorenz Schindler geheizen, war auch ein armer Schluder, der weder Haus, noch Acker, noch Weidfeld besaß, sondern sein Brot wie Jäzilien's Vater durch Holzschlagen im Walde verdienen mußte. Die einzige Hinterlassenschaft seiner Mutter, wenn diese einst dem Vater in die Grube nachfolgen würde, war das verschuldete Häuschen am Bache, in dem zudem noch drei andere Geschwister das Benützungsrecht haben würden.

Da war also das Heiraten eine schwierige Sache: sie nichts, er nichts. Der Holzersime, welcher der Bachlenz schon seit Jahren als einen braven, soliden Burschen kannte und wohl leiden mochte, hätte seiner Tochter gerne das Glück einer guten Ehe gegönnt, — seine zweite Tochter war ja so weit herangewachsen, daß sie Jäzilien's Stelle in der Haushaltung hätte einnehmen können — aber er wußte sehr wohl, daß sich mit nichts eben bligwenig anfangen läßt, und daß, wenn in der Ehe das Notwendigste fehlt, auch Liebe und Zufriedenheit bald in die Brüche gehen.

Die trübe Aussicht, noch lange warten zu müssen, bis sie dem geliebten Lenz die Hand zum ewigen Lebensbunde reichen könnte, wirkte dämmend auf des Mädchens Lebensfreude; die rosigten Wangen begannen zu schwinden, das strahlende Auge wurde matter, und der in den ersten Jahren ihrer Liebe so liederfrohe Mund schwiege stille.

Dem Vater entging das nicht, und er erkannte die Ursache wohl. Es tat ihm weh, daß er den Lebenswunsch seines braven Kindes immer wieder hinausdrängen mußte in spätere Zeiten. „Weißt,

Zilt, dreihundert Mark mußst dem Lenz schon mitbringen, daß es zum nötigsten Hausrat reicht!" sagte er manchmal, wenn man darauf zu reden kam.

"Ja, dreihundert Mark! Bis wir so viel erspart haben!" seufzte das Mädchen.

"Stommt schon. Duld' Dich nur. S'ist ja schon die Hälfte!" tröstete der Holzersime.

Aber Fäzilie schüttelte traurig den Kopf. "Den armen Leuten wills halt nit!" sagte sie bitter.

"Mir schon nit! Vielleicht gehts euch Kinder einmal besser in der Welt!"

"S'macht grad den Anfang dazu, Vater. In so arme Hütten, wie die unsrige, guckt das Glück gar nit herein!"

"So lang wir in der Lotterie nit eine Million g'winnen, glaub ich auch nit dran, daß arme Leut Glück haben können," meinte der Sepple, und immer davon träumte, in der großen Stadt wäre es schöner als da an dem Berghang.

"Ich wär' mit weniger z'frieden!" Ein schmerzliches Lächeln umspielte des Holzersime bartlose Lippen. "Ja, wenn wir wenigstens von dem Amerikaner in Städtchen draussen ein paar tausend Mark bekämen!"

"Jetzt, Vater, erzählt einmal, wie wir mit dem Amerikaner verwandt sind, und warum wir nichts erben sollen von dem seinem vielen Geld!" sprach die Marie, des Sime zweite Tochter, ein lustiges, blondköpfiges Maide von achtzehn Jahren.

Es war gerade an einem Samstag, als die Familie nach dem Nachtesen beisammen in der kleinen, rauchligen, aber warmen Stube saß. Der Vater hatte eben "den Zahltag" versorgt, die Einnahmen und die Ausgaben waren sich gegenübergestellt, der Hannes hatte sein Zweimarstück zur Seite gelegt bekommen, und es waren einige Mäzlein übrig geblieben, ein bescheidenes Sümmchen zwar, aber doch halt "Spargeld".

Der Sime, zu oberst an Tische, hinten über sich das Kreuzifix mit dem geweihten Palmenreis, dampfte behaglich aus seiner kurzen Pfeife. In der Stube stifte die Wälderuhr ihr gleichmäßiges Hinundher, und die Rake auf dem Kachelofen schnurrte.

Des Holzschlägers Söhne und Töchter schwiegen alle. Das Thema vom Erben bezaubert selbst arme Holzhauerkinder. Und wenn die älteren auch schon mehrfach darüber gehört hatten, die Sache war doch wichtig genug, um sie immer wieder zu besprechen.

Da begann der Vater: "Ja, mit dem Amerikaner! Also der ist meiner Mutter Schwestersohn. Meine Mutter hat zwei Schwestern g'habt, die eine ist in jungen Jahren nach Amerika, hat sich drin verheiratet und ist g'storben. So lang sie g'lebt hat, ist's ihr aber immer gut g'angen, wie ich g'hört hab'. Sie hat auch den Sohn der Kat'l, so hat meiner Mutter zweite Schwester g'heiß'n — ihr Mann ist ein armer Schuhsticker im Krabenberg drüben g'wesen — zu sich nach Amerika

g'nommen, wie er aus der Schul' g'wesen ist, d' Mutter hat's mehr wie einmal erzählt. Der junge Schuhsticker hat hernach ein Geschäft ang'fangen drüben über dem Wasser und ein nett's Geld zusammenbracht. Wie ihm hernach sein Weib g'storben g'wesen ist, Kinder hat er keine g'habt, da ist das Heimweh nach dem Schwarzwald in ihm wach worden, wo er als Kind auch ein armes, hungriges Leben hat führen müssen. Aber sag' mir feiner, m'r könnt sein' Heimat vergessen!"

Der Holzersime machte eine kleine Pause, um seine Pfeife frisch zu stopfen. Dann fuhr er fort: "Dem alten Schuhsticker im Krabenberg sein Bruder ist im Städtle draussen Knecht g'wesen, und sein Sohn hat einen Kramladen auf'tan und hat's nit schlecht bekommen. Man kann ihn alle Tag im Wirtshaus sehen, sagen die Leut. Zu dem ist der Jakob Duttlinger, wie er aus dem Land überm Wasser in die alte Heimat heimg'kommen ist, zuerst g'gangen. Ob er da hat bleiben wollen, weiß ich nit. Aber die Frau des Krämers ist eine; die hat den alten Amerikaner festg'halten, hat ihm vorg'schmmt, so gut könnt' er's nirgends bekommen auf seine alten Tag, als wie bei ihr, und er hat's g'glaubt. S'ist jetzt schon an die zwölf Jahr her. Im Anfang hab' ich ihn jedes Jahr b'sucht als seinen Vetter und hab' ihm's Neujahr ang'wünscht. Jetzt aber seit drei Jahr hab' ich ihn nit mehr g'sehn. Er ist ein ärgerlicher Kraz worden, und wie ich das letztemal bei ihm g'wesen bin, hat er mich g'fragt, ob ich denn komm', weil ich ihn vielleicht erben möcht', in dem Fall könnt ich den Gang sparen, er hätt' sein Sach schon verfertigt. "Du alter Bazi, Du!" denk ich und geh wieder fort. Unten aus dem Laden haben mir die Krämerin und ihre Maide recht gunstig und schadenfroh nachguckt, wie ich fort bin. Der Wirt, wo ich einen Schoppen g'trunken hab', ist mit mir auf den Amerikaner zu reden g'kommen. Er sagt, im Städtle wüßt m'r schon, warum der Duttlinger der Krämerin alles gäb. Ueberall sei's bekannt, er hätt' ein eigenhändig's Testament g'macht; das könnt' m'r nach dem neuen O'jes!"

Eine Weile herrschte Stille. Dann sagte der Sepple: "Zammerschad' ist's! Wenn wir das Geld hätten!"

"Necht ist aber das nit. Ihr seid doch grad so nah verwandt, wie der Krämer, Vater!" sagte jetzt Fäzilie.

"Necht oder nit recht! Wenn einer ein Testament macht, kannst nix dagegen tun!"

"Wer ist denn noch in der Verwandtschaft, der miterben tät?" fragte der Aelteste.

"Die Kinder von meiner Schwester im Bränd, und die Vettern und Wasen in Amerika. Ich weiß aber gar nit, wie viel es sind, und hab' nur von dem Duttlinger selber g'hört, es ging ihnen allen recht gut!"

Es war Januar. Draussen lag tiefer Schnee und ein kalter Wind pfiß vom jenseitigen Wald-

rücken her das Tälchen herauf und rüttelte an den Mauern des Häuschens. Frühzeitig suchte die ganze Familie die Lagerstätten auf.

Am nächsten Tage besuchte die Zili den Nachmittagsgottesdienst im Dorfe drunten. Es ist ein weiter Weg hinab ins Tal, und beschwerlich ist er, namentlich zur rauhen Winterszeit. Unverzagt und festen Schrittes ging aber das brave Mädchen über den festgefrorenen Schnee. Der ziehende Nord färbte ihre Wangen wieder rot, sodaß der Bachlenz, welcher aus dem Vordertal ins Hinterdorf gekommen war und seine Liebste bei der Kirche erwartete, bei ihrem Anblick seine Augen aufleuchteten lieh und für sich meinte: „Hi! das schönste Mädle im Tal, das ist doch meine Zili!“

Nach dem Gottesdienst zog der Lenz seinen Schatz ins Wirtshaus, mit ihr einen Schoppen Wein zu trinken. Da war gewöhnlich Leben und Unterhaltung. Die reichen Bauernsöhne des Dorfes und von den großen Gehöften in der Munde kamen in die große hintere Stube des Wirts, und Mädchen fanden sich auch ein, Dörfler und Hölzer. Da trant das junge Volk, sang Lieder, und wenn gerade einer dabei war, der eins aufspielen konnte auf der Mundharmonika, dann schwang man sich auch im Kreise.

Zili litt es aber nicht lange in der lustigen Gesellschaft. Wohl konnte auch sie sich ihres jungen Lebens freuen, konnte froh sein unter Fröhlichen, aber ihre Tätigkeit zu Hause, die Verantwortung, welche schon seit den Jahren der Jugend auf ihr lastete, hatten ihrem Wesen einen gewissen Ernst angeprägt, der an lärmenden Lustbarkeiten wenig Gefallen mehr fand.

Uebrigens hatte Zili noch einen einstündigen Weg auf glatter Schneebahn vor sich, stets bergauf. Man rutschte bei jedem Schritte vorwärts eine Fußlänge zurück.

Lenz begleitete seinen Schatz. „Bist heut so still, Zili!“ sagte er unterwegs, da sie Hand in Hand dahinschritten.

„O weißt! M'r hat so keine Tag. Schlecht g'schlafen hab' ich in der Nacht. S'ist mir immer der Gedanke im Kopf rum g'gangen: manche Menschen haben z'viel, andere nit das Nötigste, wie jest grad wir zwei!“

„Ja, und desd'wegen schlafst nit, Mädle? Geh! Da mußt mit unserm Herrgott rechten!“

„Schon! Aber d'eine Mal sind auch böse Leut' dran schuld. Bei uns zum Beispiel. Das will ich Dir erzählen.“

Und das Mädchen erzählte im Weiterschreiten die Geschichte von dem Amerikaner Duttlinger und den Krämerleuten im Städtchen draußen, die dem Holzerjeme und seinen Kindern eine gute Erbschaft wegschnappten.

Der Bachlenz, der ein gutmütiger Mensch war, zuckte die Achseln. „Ja, das ist dumm, aber machen kannst nix!“

„Eben! O wenn ich's machen könnt', glaubst, ich tät's nit? Nur, daß wir Hochzeit machen kömten!“

Das war auch der Herzenswunsch des Lenz, und auch er wurde traurig, wenn ihn jemand daran erinnerte, daß er vielleicht noch Jahre warten müßte, bis er diesen Wunsch erfüllt haben konnte. So schwiegen beide, aber ihre Herzen redeten miteinander; sie redeten die Sprache der Liebe, des Verlangens nach dem stillen Glück des ehelichen Lebensbundes.

Da auf einmal rief der Lenz: „Du, Zili, was mir da einfällt! Am End' ist's gar nit wahr mit dem Testament. Wie wär's, wenn wir zwei n'aus ins Städtle gingen zu dem alten Amerikaner? Du stellst Dich als seine Betterstochter vor, und ich mich als der Bachlenz vom Vordertal, der die Betterstochter gern heiraten möcht!“

Die Zili lächelte ihm glücklich zu. „Meinst?“ fragte sie halb gläubig.

„Freilich! Und hör! Wenn er uns nix verschreiben will in seinem Testament, soll er uns jest gleich ein paar tausend Mark geben, dann können wir ja Hochzeit machen. Meinst nit, Schatz?“

„Wenn's so ging, wie Du's im Kopf hast, wär's schon recht, Lenz. Aber leicht hat der Duttlinger andere Gedanken als Du!“

Lenz ging mit der Zäzilie heim. Es dunkelte bereits, als sie das alte Hüttlein am Hang erreichten.

Der Plan des Lenz, den alten Amerikaner im Städtle zu besuchen, wurde dort weiter besprochen, und obwohl der Holzerjeme nicht an einen Erfolg glaubte, hatte er doch nichts dagegen, daß die Zwei sich als Brantleute dem Duttlinger vorstellten.

Also wurde einer der nächsten Sonntage zur Ausführung des Vorhabens bestimmt.

Der Bachlenz lieh ein Benettwägelchen und spannte des Nachbarn alten Schimmel davor. Im Hinterdorf bei der Kirche erwartete er mit seinem Gespann die Zili, und dann ging's auf hartgefrorenen, zum Teil noch schneebedeckter Landstraße dem Städtle zu. Aber der Schimmel war kein Sonntagsgaul; das war schon lange her, seit er etwas anderes gezogen als den Langholzwagen vom Wald zur Bahnstation. Drum ging's auch nur langsam vorwärts.

Es war grimmig kalt an diesem Tage, und ganz durchfrozen kamen Lenz und Zili im Städtle an.

Das Mädchen schlüpfte schnell in die warme Wirtsstube des „Schwanen“ hinein, woselbst eingestellt wurde. Der Lenz versorgte indes seinen Schimmel. Die dicke Schwanenwirtin betrachtete sich das stattliche, kräftige Wäldermaidle mit Interesse. Das wäre so ihr Ideal eines Hausmädchens gewesen, hübsch für die Wirtschaft, stark für Haus und Küche. Sie trippelte deshalb auch geschäftig heran, um mit der Angekommenen ein Gespräch anzuknüpfen.



Ein pflügender Ackeremann.

Von H. Gauermann.

Frisch auf, Hans Jörg, bald sind wir am Ziel,
Dem Landmann ist keine Arbeit zu viel,
Nur vorwärts, jetzt gibt es kein Halten mehr,
Und hängen die Gäule den Kopf noch so sehr.

Schwing lustig die Peitsche über sie hin,
Das macht dann behend ihren trägen Sinn,
Wenn die Arbeit fertig, gibt's einen Schmaus,
Und wir gehen seelenvergnügt nach Haus.

Schau' die Mutter, wie mit dem Jüngsten sie plauscht
Und wie auf dem Baume der Distelfink lauscht;
Doch der Ackeremann pflügt ohne Rast und Ruh',
Und der Vater im Himmel sieht segnend zu.

Karlsruhe.

Luise Gruhn.

Da kam aber der Lenz herein, und die Schwannwirtin mußte jest, daß sie ein Brautpaar vor sich hatte. Mit dem Dienstmädchen wars also nichts. Aber gesprächig und freundlich blieb die rundliche Frau doch.

„Hä!“ sagte sie. „Ihr kommt g'wis ins Städtle, um einz'kaufen für d'Hochzeit!“

„So ebbes!“ meinte der Lenz und stieß mit der Zili auf ihre Gesundheit an. Und nachdem sie getrunken, sagte er noch, zur Wirtin gewendet: „M'r möchtet aber auch B'such machen beim alten Herr Duttlinger!“

„So? Da seid Ihr g'wis verwandt? Er soll nit g'rad am besten dran sein, der Herr Duttlinger, wie vor ein paar Tag in der Wirtschaft g'sagt worden ist. Aber der kömmt Euch eine schöne Hochzeitsgab machen, der ha's. Noch nit drei Wochen it's her, da hat er wieder fünfshundert Mark in der Lotterie g'wonnen, weil er's g'rad so braucht!“

Zäzilie zuckte leise zusammen. Fünfhundert Mark, das iät schon reichen zum Hochzeitmachen.

Als sie sich etwas gewärmt hatten, gingen sie in das Hans des Krämers, wo der Amerikaner wohnte.

Der alte Mann lehnte in einem Ledersuhle, rings von Kissen umgeben. Seine Beine waren geschwollen. Das hagere, gelbe Gesicht mit der spitzen Nase war eingefallen und bot keinen erfreulichen Anblick. Eine der Krämerstöchter, ein naseweißes, egoistisches Ding, war bei dem Alten oben, als die beiden Wälderleute eintraten.

Der Lenz stellte seine Braut als Tochter des Holzersime vor und dann sich als deren Zukünftiger.

Der Alte nickte nur, redete aber sonst nichts. Da unterbreitete ihm der Lenz das gemeinschaftliche Anliegen in wohlgelesenen Worten; — er hatte die ganze Woche her bei seiner Arbeit im Walde darüber nachstudiert.

Duttlinger schüttelte den Kopf. „Daß die Leute immer meinen, wenn sie ein bißel verwandt sind, man müßt' ihnen was geben. Ich hab' kein Geld für Euch! Mein Sach' ist schon am rechten Ort!“ sagte er, mühsam mit dem Atem ringend.

Die Zili wollte kurzerhand aus der Stube gehen; sie war sehr aufgebracht, weil sie beobachtet hatte, daß die Krämerstöchter, die neben dem Alten saß, diesen mit dem Fuß anstieß und ihm einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. Der Lenz aber wollte die Plinke nicht so schnell ins Korn werfen, er fing von Neuem an, dem Amerikaner vorzustellen, wie es Menschen- und Christenpflicht sei, die Unverwandten in der Not nicht im Stiche zu lassen, und der Holzersime und seine Kinder seien ebensowohl des Herrn Duttlingers nächste Verwandte wie andere Leute. Aber es fruchtete nichts. Der Alte schüttelte immer nur den Kopf.

„Guer Gereb' macht mir Kopfweh!“ sagte er knurrig. „Geht, ich hab' nichts für Euch!“

„Ihr seid doch ein reicher Mann und habt erst vor ein paar Wochen fünfshundert Mark in der Lotterie gewonnen!“

„Auch das Geld von dem Gewinn hat seinen rechten Platz g'funden, nicht wahr, Onkelchen!“ sagte die Krämerstöchter, ihre Augen rasch von den beiden Besuchern wegwendend. Sie sah jest den Alten so freundlich an, als ob er ihr das Liebste wäre von der Welt. Sie hatte aber die jungen Männer doch lieber als die Alten, davon wußte man im Städtchen verschiedenes.

Stumm ging Zili jest zur Türe hinaus. Der ihr geläufige Abschiedsgruß „V'hiit' Gott!“ schien ihr für solche Leute nicht angebracht. Enttäuscht folgte Lenz ob des Mißerfolges. Nun galt es, wieder eine Hoffnung zu Grabe zu tragen.

Fünf Minuten später saßen die Zweie wieder im „Schwanen“, und die Schwannwirtin merkte gleich an ihren Gesichtern, daß die Aufnahme bei dem alten Amerikaner nicht sehr glänzend gewesen; Naturkinder können sich nicht verstellen. Sie war aber eine Frau, die mit jedermann von dem zu reden verstand, was im Interessentkreis des Gastes lag. Mit den Bauern sprach sie vom Feld, von den Viehpreisen und vom Wetter, mit den Bäuerinnen vom Butter, von den Hühnern und von den Kindern, mit den jungen Mädchen und Burschen aber vom Tanzen und Heiraten.

Und neben den großen Portionen und den langen Bratwürsten, die es im Schwanen gab, war es die Leutseligkeit der Wirtin, welche ihrem Hause einen so regen Zuspruch gesichert hatte, namentlich seitens der Hinterwälder.

Sie erfuhr aber auch gelegentlich gern etwas Neues, und zu diesem Zwecke hatte sie bald ein Gespräch im Gange über den alten Duttlinger, fragte nach dem Grad der Verwandtschaft und anderes mehr.

Der Lenz schimpfte weidlich, und seinen Neuherzungen des Unmuts hörte nicht nur die behäbig am Tische sitzende Wirtin, sondern auch viele Näher-sitzende, namentlich Bürgerleute des Städtchens; denn die Krämer Duttlingers, insbesondere Frau und Töchter, waren im Orte gar nicht beliebt, und wie man allgemein wußte, daß der Amerikaner sein ganzes Vermögen auf Heller und Pfennige der durch ihre Genauigkeit im Einnehmen ohnehin begüterten Krämersfamilie zugesprochen hatte, so verurteilte auch jedermann dieses Handeln als eine Ungerechtigkeit gegenüber den andern Verwandten.

Ja, einige Bürger aus dem Städtchen, die vor einer Weile ihren Beso am Nachbarstische beendet hatten, bezeichneten das schmeichelnde Unwerben des alten Mannes seitens der Krämerleute geradezu als eine Erbfeindschaft.

So fuhren halt der Lenz und die Zili enttäuscht der Heimat zu. Besonders die Jungfrau quälte sich sehr in ihrem Herzen. Ihr wollte eben das Glück nicht. Wie sie dabei die Stelle der Mutter antreten und manchmal fast über ihre Kräfte arbeiten mußte, um für die Geschwister alle zu sorgen — das Nesthäkchen war damals erst $\frac{3}{4}$ Jahre alt —, da sagten die Leute manchmal zu ihr: „Du bist

ein recht brav's Mäidle, unser Herrgott wird Dir's schon einmal vergelten, g'wiß auch auf der Welt!"
Ja, das sah gerade darnach aus! Solche Gedanken marterten Jilils Brust, als sie, stumm an der Seite des Geliebten sitzend, durch den kalten Abend der Heimat entgegenfuhr.

Frühling war's geworden drunten im Tal. Freilich da oben auf den Bergen wehten die Märzwinde noch recht empfindlich frisch, und der Schnee an den winterlichen Halden dachte noch nicht im Ernst an die Abreise.

Zu dieser Zeit trug man im Städtle draußen den Jakob Duttlinger zu Grabe. Die Leichenbeteiligung seitens der Einwohnerschaft war eine recht geringe; von der Verwandtschaft folgte nur die Familie des Krämers dem Sarge, diese freilich mit um so größerer Trauer, denn Mutter und Töchter wehlagten, als ob ihnen ein Stück des eigenen Lebens ins Grab gesenkt würde.

Wenige Tage hernach war Testamentseröffnung in der Amtsstube des Notars. Die ganze Familie des Krämers Duttlinger hatte sich dazu eingefunden. Der Beamte las nach Eröffnung des Urteilschlages den eigenhändig niedergeschriebenen Willen des Verstorbenen mit feierlicher Stimme vor. Darnach sollte das gesamte Vermögen von nahezu 70 000 Mark dem Fris Duttlingerischen Eheleuten und deren beiden Kindern zufallen. Als aber der Vorleser an den Schluß des Schriftstückes kam, da ward er füngig. Er las für sich allein, sah auf, las wieder und sagte dann: „Herr Duttlinger, das ist jetzt eine dumme Geschichte, das stimmt nicht ganz und macht das ganze Testament ungültig!“

Entsetzt fuhren alle auf: „Ungültig, nicht möglich!“

„Es ist doch so, ich kann Ihnen leider nicht helfen. Hier ist zwischen den Urkundentext und das Datum nachträglich mit anderer Tinte und sehr zitteriger Schrift ein Zusatz eingeseht worden. Er lautet: „Den mir zugefallenen Lotteriegewinn von fünfhundert Mark vermachte ich zu gleichen Teilen meinen lieben Väschchen Friederike und Angelika Duttlinger.“ Dieser ominöse Zusatz wirft alles über den Haufen. Das Gesetz verbietet solche nachträglichen Bestimmungen, weshalb die darunter befindliche Unterschrift ungültig ist. Daß dieser Zusatz ein nachträglicher ist, geht schon daraus hervor, daß das Testament das Datum 24. Dezember 1902 trägt, während der Lotteriegewinn dem Verstorbenen, wie ich zufällig weiß, erst vor einem halben Jahre zugefallen ist. Es tut mir leid, das Testament ist ungültig!“

Die Duttlinger's waren sprachlos. Endlich

stotterte die Mutter: „Das Testament soll nicht gelten?? — Ja, — ja und jetzt?“

„Jedermann hat das Recht, das Testament anzufechten, wenn er seine Interessen geschädigt glaubt. Geschieht dies, so wird über die Gültigkeit oder Ungültigkeit dieser Willensurkunde ein gerichtlicher Schiedsspruch gefällt werden. Hatte der Erblasser außer Ihnen noch andere Blutsverwandte, Herr Duttlinger?“

Der Krämer sah seine Familie an: „Ja,“ gab er endlich zögernd zu, „aber nur von mütterlicher Seite!“

„Geben Sie den Grad der Verwandtschaft an!“ sagte der Notar, und aus dem nur widerwillig gegebenen Bescheid Duttlingers konstatierte der Beamte, daß diese mütterlicherseits Verwandten ebenso erberechtigt seien als der Krämer.

„Ich werde nun spätere Tagfahrt ansetzen; hierzu zu erscheinen, haben alle Verwandten das Recht. Hat niemand gegen die Gültigkeit des Testaments etwas einzuwenden, wird Ihre Familie Universalerin bleiben; wird die Gültigkeit der Urkunde aber von einem Beteiligten angefochten, dann geht die Sache zu Gericht. In diesem Falle kann ich Ihnen wenig Hoffnung machen!“

Gefnickt schlichen Vater, Mutter und Töchter aus der Amtsstube des Notars.

Und wie es der Beamte gesagt hatte, so kam es auch. Wohlwollende Leute belehrten den Holzersime über seine Rechte, und er focht das Testament in seinem und im Namen seiner Schwesterinder in Bränd an. Jetzt ward die Sache dem zuständigen Landgericht überwiesen, welches die Ungültigkeit der Urkunde aussprach, obgleich Duttlinger den besten Anwalt der Gerichtsstadt bestellt hatte.

Die Amerikaner verzichteten auf ihren Erbanspruch. Da wurde die Hinterlassenschaft des Jakob Duttlinger in drei Teile geteilt, und obwohl der Krämer eine unnützlich gezahlene Verpflegungskostenrechnung brachte, konnten dem Holzersime doch etwa 15 000 M. ansbezahlt werden.

Das war ein hübsches Geld; von solchem Reichthum hatte aus der Holzschlägersfamilie nur der Sepple geträumt. Dafür ward aber auch noch selbigen Spätjahrs eine Hochzeit gehalten im Hinterdorf, bei der es lustig herging, dem stattlichen Brautpaare wurden von allen Seiten Glückwünsche dargebracht. Der Lenz schlang seinen Arm um des jungen, schönen Weibes Taille und flüsterte ihr zu: „Siehst, Jili, jetzt hat's uns doch wollen, das Glück!“

Die Braut nickte lächelnd und lehnte den Kopf zufrieden an die Brust ihres Mannes.

Sinnsprüche.

Eheleute sagen in einer Woche einander mehr Wahrheiten, als der Ehelese in Jahren erfährt; und das ist gut.

Wer wenig denkt, hat immer Zeit zum Reden.

Sprich doch nicht von deiner Wahrheitsliebe, wenn du nur rücksichtslos bist.

In einer guten Ehe sollte der Mann taub und die Frau blind sein.